

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Kascha Kaczmarek hatte das Bildwerk nur durchs Fenster in Nächten gesehen, und da hatten ihre Augen auch nur den Schöpfer gesucht, nicht das, was er schuf. Erst jetzt, als sie das Tuch abgezogen, starrte sie es an. Sie hatte das Tuch noch in der Hand, einen Zipfel davon, der andere lag am Boden. Auch ihre Augen wurden immer größer, aber auf ihrem Antlitz lag nicht der Friede. Ein weher, wilder Zug prägte sich darauf aus, ein Zug unbestimmter Qual. Wie forschend, mit irrem, verzweifelnem Suchen, schweiften ihre Blicke über das Bild der heiligen Jungfrau und des Jesusknaben.

Und von dem Bildwerk sah sie zu Juschu Vaskowicz. Ihre Augen fanden sich. In den einen stand der Friede, in den anderen standen viel wehe Fragen. Und mit einemmal lächelte der Krüppel ihr zu — mit demselben lieben Lächeln, mit dem ihr der Knabe einst entgegengelesen, mit demselben Lächeln, das sie gegrüßt hatte, als sie die Nase vor so vielen Jahren an den Scheiben einst plattgedrückt.

Sie glaubte es nicht; ruckweise ging es durch sie hindurch, wie heiße Ströme überflutete es ihr Herz, die heißen Ströme stiegen, stiegen, unnatürlich weit öffneten sich ihre Augen, aber sie sahen immer dasselbe, sahen das alte, liebe Lächeln, das sie so viele Jahre nicht mehr gesehen hatte.

Und da stiegen die heißen Ströme noch höher. Unsicher machte sie ein paar Schritte vor, und plötzlich liefen die Tränen, überstürzten sich, überschwemmten ihr Gesicht. Ein Weinen war's, erst kurz, krampfhaft, dann ganz willenlos, unaufhaltsam. Vor seinem Bette stürzte sie nieder, legte ihre Stirn auf die Kante und weinte.

Die Sonne leuchtete immer siegreicher über den Todkranken, über das dunkle Mädchenhaar, über die Madonna mit dem Kinde. In Licht und Sonne lag der Krüppel. Er war zurückgesunken. Sein Werk stand vor ihm, grüßte ihn, neben ihm war Kascha, die gute, wilde Kascha, seine Spielgefährtin.

O, die Dorfstraße, und wie sie gespielt hatten, und wie das Ding immer zu ihm gehalten!

Er lächelte. Er hatte sie lieb. So sollte es immer bleiben wie jetzt. Denn jetzt hatte er alles. Er wollte reden, er wollte „Kascha“ sagen. Er ließ es. Die Erinnerung an Hanna schien mit der Vollendung seines Werkes ganz von ihm abgefallen zu sein. Er war wieder, der er einst gewesen. Und einst hatte er vor allen andern Kascha Kaczmarek lieb gehabt.

Sie weinte noch immer, ohne aufzusehen. Auch von ihr schien alle Not abzufallen, aller Trost, alle Erbitterung, alle Klümmernis. Alles war gut so. Sie dachte: Nun tut

auch der Stoß nicht mehr weh, der Stoß, den er mir damals von der Leiter aus gab.

Die Zeit verrann. Linder wurden die Tränen. Die Knie taten ihr weh auf dem harten Boden, aber sie sollten noch tausendmal mehr weh tun, wenn sie hier nur so liegen konnte. Sie fühlte, wie Juschu Vaskowicz seufzte, sich kurz streckte. Er hat mir zugelächelt, dachte sie. Immerfort dachte sie dasselbe, und ihr vermeintes Gesicht lächelte auch.

Es war still, es blieb still. Leute redeten draußen, sie gingen vorüber. Eine Stunde ging vorüber. Dann plötzlich dachte Kascha Kaczmarek: Wie sehr still es ist. Das Herz hört man schlagen.

Sie lauschte auf das eigene Herz. Und es war immer so still, zum Fürchten still. Die Stille lag auf ihr. Sie hatte Angst vor dem ersten Geräusch, das sie machen würde. Sollte sie aufstehen? Lange, lange Minuten fragte sie sich. Das Bein wollte ihr einschlafen. Und mit jähem Ruck dann, als könnte sie nur so sich selbst befreien, als sollte das, was geschehen mußte, schnell geschehen, erhob sie sich.

Da lag Juschu. Ihr Gesicht veränderte sich. Er schläft, dachte sie. Ganz still, noch mit dem Lächeln auf den Lippen, schlief er. Nur eine kleine Schmerzfalte war da. Sie machte das Lächeln seltsam. Er schläft, dachte Kascha Kaczmarek wieder, und dabei wußte sie, daß es etwas anderes war, aber immer wieder sprach sie in ihren Gedanken zu sich: Er schläft!

Sie berührte seine Stirn. Er wird frieren, ich muß Feuer anmachen! Viel Feuer! Dabei schritt sie zum Ofen. Aber sie hatte ihn noch nicht erreicht, als sie sich umdrehte, mit halbem Schrei an das Bett zurückstürzte und nun ganz klar wußte, begriff, sich sagte, daß er nicht schlief, daß er tot — tot — tot war!

Es stürzte so auf sie ein, daß sie zu keinem Schmerz kam, daß sie halb mechanisch nur stöhnte. Er war tot. Jetzt war er gestorben, wo das Leben für sie begann oder beginnen sollte, wo er ihr zugelächelt hatte in alter Liebe. Sie lächelte zag, denn sie dachte an sein Lächeln. Und nun niemals wieder. Er war ihr geraubt für alle Zeiten, erst geraubt vom Leben, dann geraubt vom Tode.

Blitzartig stand die Szene am Tage des Brandes wieder vor ihr. Hanna von Grafwid hatte er gerettet, nicht sie.

Alles bäumte sich in ihr auf. Mörderin! schrie es in ihrem Herzen. Ihre Hände ballten sich; sie wollte nach dem Schloß stürzen; sie wollte der Baronesse auch ins Gesicht dieses furchtbare Wort Mörderin! rufen.

Da traf ihr wilder Blick das hell von der Sonne beschienene Bildwerk. Ihre hochaufgestreckte Gestalt hielt sich einen Augenblick starr, dann sank sie gleichsam mehr und mehr in sich zusammen. Was sie vorhin gequält, was sie gesucht hatte, jetzt wußte sie es, jetzt begriff sie es. Immer kleiner ward sie, immer schreuer sank ihr Haupt. Und das Bildwerk leuchtete in der Sonne; Licht und Segen schienen gleichsam von ihm auszufließen und das ganze Gemach

zu erfüllen. Klar und friebvoll schauten die seligen Augen der Gottesmutter auf das Knäblein herab.

„O, Jungfrau, Reine, vergib mir!“

Und auf den Knien betend, hüßend, lag Kascha Kaczmarek vor der Madonna. Ein gelber Strahl brach durch die Scheiben, der Staub tanzte darin wie auf einer Straße. Und der Strahl traf gerade das Antlitz der Jungfrau. Es war das Antlitz Hannas und war es nicht. So viel Friede, Reinheit, Verklärung war darüber ausgegossen. In holder Lieblichkeit neigte Maria ihr Haupt leise nieder zum Kinde. Und seltsam berührte eins: Nicht das Kind war hier das Göttliche. Die Mutter war es. Auf ihr ruhte der Glanz der Seligkeit. Sie war die Königin des Himmels. Das Knäblein dagegen lag ihr im Arm, ein krankes Kind der Armut, ein Kind dieser Erde, auf das Maria in ewiger Liebe sich genädig neigte. Und das Knäblein war der kranke Krüppel selber; war ein Staubgeborener und doch ein durch Maria aus dem Staub Erhobener, der nun geborgen ist.

Kascha Kaczmarek hatte mehr ein dunkles Gefühl von allem, als ein deutliches Bewußtsein. Aber ihr Herz begriff jetzt alles, begriff, daß sie geirrt und gefehlt hatte. Und eine schauernde Empfindung überkam sie zum erstenmal in ihrem Leben, daß der, den sie geliebt, in Reichem gelebt, wohin sie ihm nicht folgen konnte.

Je mehr sie das durchdrang, um so mehr verstand sie. Es ward ihr klar, weshalb er träumend dahingegangen; es ward ihr klar, daß sie seinen Traum nicht hatte erfüllen können. Eine dumpfe Ehrfurcht vor ihm erfaßte sie — eine Ehrfurcht, die ihn so weit, so unerreichbar weit von ihr entfernte, wie es weiter auch der Tod nicht konnte; und doch sein letztes, liebes, gutes Lächeln, das sie, die Geringe, wieder zu ihm zog, dem Großen; ein Lächeln, für das sie immer dankbarer ward, das sie immer mehr erfüllte.

Er hatte kein irdisch Weib geliebt. Sie neigte das Haupt, als wäre sie in der Kirche. Sie trat zu dem Toten, schauer, zitternder, als sie zu dem Lebenden getreten war. Ihr blieb nur eins: abbitten, hüßen, allen abbitten, ihm, Hanna, ob es auch schwer fiel.

Als ihre Hand die Stirn noch einmal berührte, durchschauerte sie ein Kältegefühl. Er war tot. Und sie wußte jetzt nicht, wie es hätte anders sein können. Sie sprach stille Gebete; ihre Seele war voll Demut und Ergriffenheit. Kein lauter Schmerz fand dort mehr Platz.

Als sie sich bekreuzigt hatte, räumte sie Holz und Torf vor dem Ofen fort. Das war nun nicht mehr nötig. Oben band sie ihr Kopftuch vor, um wegzugehen, die Meldungen zu machen und den schweren Gang aufs Schloß anzutreten, als sie Schritte hörte.

Eine Hand drückte draußen die Klinke nieder, die Tür ging auf: Michael Vaskowicz, der Schmied, stand im Rahmen der Tür. Er sah übermüdet und angegriffen aus. Feucht und erdig war seine Kleidung. Ohne ein Wort zu sprechen, die Mühe auf dem Kopfe, ohne auch Kascha Kaczmarek nur zu beachten, ging er auf das Bett zu.

„Geda, Juschu, ich bin's!“ Er legte ihm die Hand auf den Kopf.

Blöcklich sank sein Haupt vor. „Juschu!“ Sein Name war's, leise gesprochen, in zitternder Angst und Liebe, als müßte solch ein Ruf auch die Toten erwecken. Dann nahm er langsam die Mühe vom Kopfe.

Kascha Kaczmarek wagte nicht zu atmen. Sie wäre so gern in Scham aus der Tür gegangen, aber sie fürchtete das Geräusch der Schritte. So blieb sie hier unbeweglich wie dort der Schmied. Das dauerte lange.

Dann drehte sich der Riese, der gebeugt gestanden, um. Mit krummem Rücken, als trüge er eine Last, so wandte er sich. Er redete sich nicht gerade. Stumm wies er auf die Tür. In seinem Antlitz war ein steinerner Zug. Und demütig neigte Kascha Kaczmarek das Haupt und ging.

Michael Vaskowicz trat nun, wo er allein war, wieder vor das Bett. Er nickte langsam. Er hatte zuletzt einen Groll gehabt gegen sein eigenes Fleisch und Blut, das ihn so enttäuscht hatte, den Groll des robust Gesunden gegen den Kranken. Und doch wieder hatte er seinen Jungen geliebt mit heißer Härlichkeit, die sich unter ewigem Murren verbarg, die scheu und täppisch nur selten einen Ausweg fand.

Ein Ritzern ging über sein Gesicht. Er nahm den Toten — wie leicht war die Last! — auf beide Arme. Wie Juschu Vaskowicz vor Wochen die deutsche Baroneß getragen, so trug sein Vater jetzt ihn. „Junge,“ sagte er nur, „mein Junge!“ Es klang auch jetzt hart und spröde; es kam nicht

weich heraus. Und immer vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster. Vorsichtig, als ob er ihm jetzt noch weh tun könnte, bettete er den Sohn dann wieder hin. Erst jetzt sah er das Bildwerk.

Die neue Madonna von Masgora. „Maria, Reine, set du ihm gnädig dafür, ihm und mir!“

Aber Michael Vaskowicz sah in dem Bildwerk nicht das, was Kascha Kaczmarek darin gesehen.

Dann erfaßte ihn eine bleierne Müdigkeit. Viele Meilen war er ja marschiert; wie ein Wild hatte er sich durch den Grenzwald und den preußischen Militärkordon schleichen müssen. Und die Erregung, die ihn hier erwartet, hatte das Ihrige noch dazu getan, um ihn todmüde zu machen. Er warf sich auf sein Lager und verfiel in einen bleiernem Schlaf. Er erwachte erst daraus, als es schon dämmerig wurde. Sein erster Gedanke war, daß inzwischen die Brüder über der Grenze ohne ihn nun den Sieg schon erfochten hatten. Dann erst kam ihm sein Kind ins Gedächtnis. Und wieder sah er in stummem Brüten vor dem Lager.

Immer dunkler ward es. Er zündete kein Licht an.

Er fuhr erst auf, als es leise klopfte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach eine tiefe, bedrückte Stimme. Sie sprach leise. Ob wegen der Leiche, ob wegen der Dunkelheit, man konnte es nicht sagen.

Michael Vaskowicz hatte kurz den Kopf erhoben. Ein mißtrauischer Blick suchte das Dunkel zu durchdringen. Er traf auf etwas Glänzendes.

„Nun ist es also tot, das kranke Hühnchen,“ sprach die gepreßte Stimme wieder. „Möge er bald abgehüßt haben und eingehen in die ewige Seligkeit.“

„War er bei dir, Peter Broblewski?“ fragte der Schmied. Der Gendarm schüttelte den Kopf. Es kitzte etwas.

„Alles müssen wir ertragen lernen, auch das Schwerste, Michael Vaskowicz.“

„So ist es. In der Jugend denkt man an nichts; im Alter ist man gefaßt und wartet.“

Es wurde immer noch leise geredet. Dann räusperte sich Peter Broblewski.

„Was ich sagen wollte: es ist drüben noch Arbeit, Freundchen! Man sollte vielleicht hinübergehen. Was meinst du?“

„Ich komme von dort,“ brummte der Schmied.

„Gerade wer von dort kommt! Es ist besser!“ Michael Vaskowicz hob den Kopf wieder.

„Also du meinst das?“

„Nichts mein' ich, Bruderherz! Wo werde ich denn? Ich rede nur so hin. Es gibt welche, die immer vor sich hinreden. Unter anderm auch: Bleibe nicht hier, gehe in die Wälder, gehe nach drüben! Wahrhaftig, es gibt Leute, die so reden. Ich jedoch sage nichts. Von mir wirst du nie etwas hören, denn ich tue meine Pflicht. Streng, Freundchen, sehr streng bin ich!“

Aber es kam gedrückt heraus, fast kläglich und mit Angst. Peter Broblewski nahm den Helm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Schmied war aufgestanden. Er ging auf und ab, mit schweren Schritten, aber langsam, um nicht im Finstern irgendwo anzustoßen. Immer wenn er an dem Gendarmen vorüberkam, zog dieser den Fuß zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Don der Schönheit unserer Heimat.

Von Regierungsbaumeister Seeger.

Der gegenwärtige Völkerring hat neben der grauenvollen Vernichtung doch auch Wertvolles zutage gefördert, verheißungsvolle Keime gelegt. Unser Volksbewußtsein fachte er mächtig an, die Volkheit mancher Auslandskolonie ist uns offenbar geworden. In Zukunft soll das „auch nicht von weit her“ kein Minderwertigkeitsstempel mehr sein.

Dies wird hoffentlich auch im Reiche der Kunst gelten. Der angepeitschte Völkerring kann noch jahrelang von fremdem Land und Kultur uns fernzuhalten haben, aber schädigen soll er uns nicht damit. Im Gegenteil wird er dazu beitragen, daß wir unser Heimatland um so intimer kennen und lieben lernen. Und manches ist da noch nachzuholen! Unser heimatliches Museum besuchen wir am allerwenigsten, wenn wir auch auf Reisen es für unsere Pflicht gehalten, alle erreichbaren Kunststätten „mitzunehmen“. Die landschaftliche Schönheit der Umgebung schätzt man nicht eben hoch ein, weil zu leicht hinzukommen ist. Berühmte Schlösser und Dome der Nachbarstädte hat man irgend wann einmal besichtigt — als unzureichende Gäste vielleicht sie sehen wollten.

Wer so wie wir hier an der Saale mitten unter hochbedeutungsvollen Bauten unserer stolzen Vergangenheit wohnt, der ist es sich eigentlich schuldig, sie wirklich kennen zu lernen. Allerdings ist landschafts-

stärke Schönheit, das Gebirge, die See leichter zu genießen, als gerade die Werke der hohen Baukunst. Gemälde, des Bildhauers Werke, wie sie die Massen füllen, sprechen auch eine leichter verständliche Sprache, als gerade die Architektur.

Ja sie ist eine spröde Kunst, sie will unvorher sein! Wer die alten verwitterten Mauermaassen mit gleichgültigen Blick nur streift, der kann nicht erwarten, daß ein jahrhundertalter, überlieferungsreicher Bau ihnen seine Schönheit bereitwillig enthüllt. Jedes Kunstwerk höherer Art ergibt sich nur dem, der vorbereitet sich naht. Gewiß wird der Musikalische die Schönheit einer Wagneroper empfinden, wenn er auch gänzlich unvorbereitet das unbekannte Werk vorüber ziehen sieht, aber wirklich erschöpfend würdigen kann es nur, wer sich in Text und Partitur versenkt. Die Schönheit ganz auskosten kann das empfindende Gefühl nur dann, wenn der Schönheit erfassende Verstand es vorbereitet.

Und nicht zuletzt auf dem Gebiete der Architektur. Leicht wird der nachdenkliche Wanderer die architektonische Umgangssprache verstehen, wie sie unsere Dörfer reden. Die kühl und etwas abweisend sich voneinander getrennt haltenden niederdeutschen Siedlungen atmen norddeutsches Wesen. In den farbigen Fachwerkhäusern unserer Gegend, die sich in fröhlichem Drängen um die alte Kirche aufbauen, spiegelt sich etwas von Temperament unseres Menschengeschlechtes.

Schwieriger ist es, von altersgrauen Zeugnissen unserer mittelalterlichen Groß-Baukunst Antwort zu erhalten über Nam' und Art. Da hilft es auch nichts, dort gedruckten oder lebenden Führer geschichtliche Einzelheiten herunterzulesen zu hören. Dem Kunstwerk kommen wir damit nicht näher. Man muß schon versuchen, die Sprache der Steine zu erkennen, will man sich von alten Dömem und Schlössern geheime Schönheiten künden lassen. Vielleicht gehört auch etwas wie architektonisch-musikalisches Gehör dazu, wie es letzten Endes nicht erlernbar, sicher aber ausbildungsfähig ist.

Wie also sich anerkennen, um bis zu den letzten Geheimnissen und Schönheiten eines Kunst-Bauwerkes vorzudringen. Sicher müssen wir uns bis zu einem gewissen Grade das wissenschaftliche Rüstzeug verschaffen. Für die nackten Tatsachen der Baugeschichte können wir uns durch den Führer künftigen lassen. Vielleicht haben wir auch aus den „Deutschen Dömem“*) oder einem anderen Buch neben vorzüglichen Abbildungen einen kurzen Abriss der Entstehungsgeschichte kennen gelernt. Denn man geht doch mit ganz anderen Empfindungen an das Schauen eines Baues, wenn wir uns durch den Sinn gehen lassen: dieser Turm hat schon auf Kaiser Rudolfs Zeitgenossen herabgeschaut und durch jenes Portal schritten die Reformatoren aus und ein! Neben der gefühlsmäßigen Beeinflussung, die uns empfänglich macht für das Können und Wollen vergangener Geschlechter, weisen wir auch dem kritischen Verstande einen angenehmeren Beobachtungsstandpunkt an. Denn es ist ja uns Menschen aus der Zeit der Millionenstädte mit Wolkenträgern, der riesigen Bahnhofshallen schwer gemacht, an Bauten noch die Grobheit zu sehen, die mittelalterlichen Geschlechtern überwältigend vorkam. Wir müssen also, um zum richtigen Eindruck zu kommen, diese Bauleistungen nicht absolut, sondern aus ihrem geschichtlichen und örtlichen Zusammenhang zu werten suchen. Was war denn so eine freie deutsche Reichsstadt, als sie vor einem halben Jahrtausend mit dem Bau ihres Domes begann? Ein mittleres Landstädtchen vielleicht, nach unseren Begriffen. In diesem Zusammenhang nimmt sich Wucht und Kühnheit eines solchen Baues schon wesentlich anders aus. Je mehr wir uns in die zeitlichen und kulturellen Vorbedingungen alter Kunstwerke versenken, um so höher steigt unsere stاورende Achtung vor den Leistungen unserer Vorfahren.

Jedoch nicht nur das „Mäuen“, in dem ein Bau aufgewachsen, sondern auch seinen eigenen Körperbau, seinen Stil wollen wir näher betrachten. Da sind nun Führerbemerkungen meist mit Vorzicht zu genießen; wenn da steht: die Kirche ist im Spitzbogenstil erbaut, dann ist das gerade so viel gesagt, als wenn der Gemäldetatalog erzählt, dies Bild ist auf Lindenholz gemalt. Der Spitzbogen ist auch nicht mehr, als der konstruktive Hintergrund auf dem Kunstwerk des Baues entstanden ist.

Was will denn der Begriff „Stil“ besagen? In ihm nur die Schmuckform, das Neugierliche zu erkennen ist ein häufiger Fehltritt. Er rührt wohl daher, daß die Architektur der letzten sechs, sieben Jahrzehnte Bauten in jeder beliebigen Stilart errichtete. Diese hüttereinen Kopien und mißverständlichen Zusammenstellungen alter Kunst hat nicht nur die Architektur in Mißkredit gebracht, sondern vielfach sogar das Verständnis für wirkliche Baukunst ertötet. Das kann doch unmöglich als Stil gelten, was ein Unternehmender auf Wunsch seines Bauherrn als „Schmuck“ um den fertigen Wohlbau hängt. Für die Architektur ist Stil die von der Konstruktion geborene Kunstform, beide abhängig voneinander in inniger Wechselbeziehung. Und je älter der Bau, desto klarer tritt dies zutage: die romanische und gotische Kunst sind noch vollkommen reine Konstruktionsstile, die aber darum nicht an der Entwicklung reichster Schmuckformen gehindert waren. Diese kann man aber erst dann würdigen, wenn man ihre Konstruktionsbedingungen erkannt hat. Die hohe Architektur ist die Kunst, der am meisten

Erdschwere anhängt, die am innigsten mit Boden und Ziel der Aufgabe verbunden ist, die den Widerstand der schweren Materie besiegend gerade in der Methode ihres Sieges die Meisterlichkeit zeigt, welche sie zur hohen Kunst stampft.
(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

* Das Waschen ohne Seife. Das Waschen ohne die bisher als unentbehrlich erschienenen Waschmittel, Kernseife und gutes Waschwasser, ist sozusagen eine Kunst. Bei weißer Wäsche wird man — wie wir der bekannten Frauenzeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ entnehmen — bei sorgfamer Behandlung mit dem noch erhältlichen Seifenpulver ganz gute Erfolge erzielen. Man soll aber möglichst erproben, ob sich das Waschwasser nach dem Auflösen des Pulvers nicht rötlich färbt, was bei manchem Seifenpulver der Fall ist. Dieses Pulver ist besser zu vermeiden. Man löst das Waschwasser in warmem Wasser auf und läßt die Wäsche über Nacht darin weichen, um sie dann am anderen Morgen in dieser Lösung tüchtig auszutochen. Danach wäscht man sie wie sonst auf dem Waschbrett durch und kocht sie in reinem Wasser nach, dem man etwas Soda oder, wenn diese nicht erhältlich ist, Natrium, und zwar 10-12 Gramm auf 10 Liter Wasser, beifügt. Will man die Wäsche bleichen, so kann man der Lösung einen Löffel konzentriertes Wasserstoffsuperoxyd hinzufügen. Auch das in Drogenreien immer noch erhältliche doppeltkohlensäure Natron ist eine gute Beigabe zum Auslöchen der Wäsche, da es unschädlich ist, aber das Wasser schön weich macht, und gerade die Weichheit des Waschwassers eine wesentliche Bedingung für eine erfolgreiche Reinigung der Wäsche ist. Wasserstoffsuperoxyd ist unschädlich; nur muß man sich beim Drogenisten die richtige Mischung angeben lassen. Die früher für das Waschen von Wollstoffen so sehr beliebte Panamarinde ist auch nur in kleinen Mengen vorrätig, da und dort vielleicht gar nicht einmal zu haben. Auf dem Lande oder auch da, wo man in Gärten Regenwasser sammeln kann, gewinnt man an diesem ein vorzügliches Waschmittel. Wo das nicht zu Gebot steht, Sorge man eben immer für möglichst weiches Wasser und Vorzicht in der Handhabung der Zusatzmittel, bei denen ein Zuviel leicht Schaden kann. Wollene Strümpfe kann man in heißem Wasser mit einem kleinen Zusatz Salznatrium waschen. Man muß sie aber auch heiß frülen, denn Wollwäsche darf nie aus heißem Wasser in kaltes kommen.

* Richtiges Gurgeln. Durch regelmäßiges Gurgeln werden viele Mund- und Halskrankheiten verhütet und Krankheits-erreger beseitigt, bevor sie sich vermehrt haben. Auch auf die Gaumenmandeln gelangte Bakterien werden — wie der ärztliche Mitarbeiter der Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ schreibt — durch Gurgeln oft entfernt. Die Mandeln bilden die gefährlichsten Eingangspforten für Infektionskeime: es besteht entschieden ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Mandelentzündungen und Gelenkrheumatismus, manchen Nierenkrankheiten, Darmentzündungen usw. Eine stete Halsreinigung durch Gurgelungen ist nützlich und notwendig, um derartige Krankheiten zu verhüten. Namentlich bei den so häufigen Halsschmerzen der Kinder macht man mit richtig ausgeführten Gurgelungen günstige Erfahrungen. Bei katarrhalischen Halsbeschwerden sind die erkrankten Schleimhäute vorzugsweise zur Aufnahme von Krankheitsstoffen geeignet. Daher muß bei Kindern auch dem anscheinend unbedeutendsten Katarrh der Mund- und Rachenhöhle durch öftere Gurgelungen mit Salzwasser gleich entgegengetreten werden (eine Messerspitze Salz auf ein Glas Wasser). Kinder kommen häufig mit sogenannten „ständigen Vajillenträgern“ unter ihren Kameraden zusammen, die, obgleich selbst gesund, auf ihrer Rachen Schleimhaut giftige Krankheitskeime tragen. Regelmäßige Gurgelungen sind deshalb durchaus notwendig. Am besten und tiefsten werden Rachen und Mandeln von dem Gurgelwasser umspült, wenn man nicht wie gewöhnlich „r“ ertönen läßt, sondern „a“, wobei allerdings leichter ein Verschlucken der Flüssigkeit stattfindet, was aber bei Salzwasser ungefährlich ist. Kleine Kinder müssen täglich morgens und abends zum Gurgeln angeleitet werden.

* Pflanzenwachstum im Granatenhagel. Ein Aufsatz in Pearsons „Weekly“ beschäftigt sich mit einer wiederholt in der Kampfeszone beobachteten Erscheinung, daß nämlich die Vegetation im Bereich der Geschosse eine ganz besondere Lebhaftigkeit aufweist. „Es gibt“, so heißt es, „kein besseres Mittel, einen hoffnungslosen Landstrich fruchtbar zu machen, als einen wilden Artilleriekampf. Die an Salpeter reichen Geschosse geben einen guten Dünger ab.“ Die günstige Wirkung der Geschosse für den Ackerbau ist übrigens keine neue Entdeckung. Als man vor etwa 40 Jahren in den Baumwollpflanzungen in Texas mittels Dynamit die Wurzeln von Tausenden von großen Fichten vernichtete, konnte man alsbald bemerken, daß die Landstriche, wo die Explosiven stattgefunden hatten, viel fruchtbarer waren als die anderen. Durch die Destruktion der Schläge war der Boden völlig geräumt und ermöglichte den Pflanzen, tiefer Wurzel zu fassen. In vielen Teilen der Erde ist unter einer obersten Erdschicht eine feine Felschicht verborgen. Solches Land, das fast ertraglos war, wurde sehr reich und fruchtbar, sobald die felsige Schicht durch Dynamit zersprengt und so die Verbindung zwischen der obersten Schicht und der nicht minder fruchtbaren unter der Felslage befindlichen hergestellt war.

*) Deutsche Dome des Mittelalters; Deutscher Barock aus der Serie der „Blauen Bücher“ vom Langwischen Verlag Düsseldorf-Weipzig.

* Die ersten weiblichen Schaffnerinnen. Wir haben uns an Schaffnerinnen und Fahrerinne auf der Straßenbahn so gewöhnt, daß uns ihre Erscheinung nicht mehr im geringsten auffällt. Berlin war wohl die erste Stadt in Deutschland, die der Not gehorchend weibliches Personal auf die Straßenbahnwagen stellte. Aber es hat nicht den Ruhm, die erste Stadt überhaupt gewesen zu sein, die dies tat. Das war vielmehr die holländische Stadt Janique, von der alle Reisenden als besondere Merkwürdigkeit erzählen, daß dort Frauen in einfachen Kleidern und mit weißen Matrosenhütchen mit schwarzem Bande den Straßenbahndienst versahen. Allerdings war dafür auch ein triftiger Grund vorhanden, das männliche Personal erwies sich als diebstahlgreif und anspruchsvoll, während die Frauen ehrlich und genügsam sind.

* Schach als Rasenspiel. Das Schachspiel, das bei aller geistigen Anregung und tiefem Interesse doch den einen Nachteil hat, daß es ein seßhaftes Spiel ist, bei dem man, eben wegen seiner Konzentrationssähigkeit, stets Gefahr läuft, zu „verhocken“ — wird jetzt in New York auch als Rasenspiel betrieben. Damit ist ihm die Gefahr des Verhockens allerdings gründlich genommen, denn die Spieler arbeiten mit langen Bambusstäben, mit denen sie die Figuren stehend und um das Schachbrett herumgehend dirigieren. Die Einzelquadrate des auf dem Rasen liegenden Brettes haben die Durchschnittsgröße einer gewöhnlichen Serviette und sind grün und weiß gehalten, wobei die grünen Mäxchen einfach ausgeschnitten sind und so das darunterliegende Gras zeigen. Die Figuren bestehen aus Scheiben mit den darauf kenntlich gemachten Schachtypen. Eine andere Spielart, nämlich Schach als Gesellschaftsspiel, ist auch in Deutschland nicht unbekannt; es setzt allerdings eine sehr erhebliche Zahl von Mitspielern voraus, denn die einzelnen Figuren werden durch Personen dargestellt, die in einem großen Saal oder auf dem Rasen nach dem Kommando zweier Spielleiter, eines „Schwarzen“ und eines „Weißen“, gegeneinander manövrieren.

* Die Affensprache als Jagdmittel. Eine seltsame, bisher in dieser Art wohl noch niemals abgehaltene Affenjagd soll in Afrika stattfinden. Eine Expedition, ausgerüstet vom amerikanischen Museum für Naturgeschichte wird sich zu diesem Zwecke unter Leitung des „Sachverständigen der Affensprache“, Professor Richard Lynch Garner, nach dem französischen Kongos begeben. Professor Garner verdankt seinen Ruhm als Kenner der Affensprache seinem siebenjährigen Studium der Affenlaute und hat ein Affen-Wörterbuch zusammengestellt, das, wie aus New York berichtet wird, jeder ausländische Affe verstehen muß. Diese Kenntnis soll bei der Jagd als Lockmittel verwendet werden. Und zwar will Professor Garner die Affen in dieser Sprache bis zu jenen Stellen heranzulocken, wo die Jäger mit den Gewehren lauern.

Büchertisch.

— Kulturdokumente zum Weltkrieg. Herausgegeben von Dr. Fred B. Hardt. I. Band: Die deutschen Schützengrabenzettungen und Soldatenzeitungen. (Mit 162 Bildern und Faksimiles.) Verlag R. Piper & Co., München. — Ein Buch, getragen von tiefem Ernst und herausragendem Humor. Allen jenen zu empfehlen, die in allzu großer Sorge um die Ehren im Felde vergehen. Eine der annehmlichen Folgen des Stellungskrieges sind die Schützengrabenzettungen; besser als Zeitungs- und Heeresberichte atmen sie Schützengrabenzettungen und -Leid. Etwa 75 solcher Zeitungen verschiedener Regimenter und Formationen besitzen wir schon, alle Gauen und Diakette sind vertreten, ganz abenteuerlich sind oft die Titelförpe, und das Hardt'sche Buch gibt eine gute Auslese davon, die wertvollsten sogar in Faksimile. Da finden wir ernste und heitere Verse und Bilder, Geschichten und Geschichtchen, deren Verfasser alle Charaktere umfassen. Es sind wirklich Kulturdokumente, denen trotz bühiger Satire und schneidenden Witzes jealose Banalität fehlt, und die nicht nur im Schützengraben, sondern auch hinter der Front bekannt zu werden verdienen.

— Kommentar zum Kriegssteuergesetz und Besitzsteuergesetz, sowie zu den Ergänzungsgesetzen vom 9. November und 17. Dezember 1916 nebst den Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und Preußens. Von Professor Dr. iur. Frh. Stier-Somlo. Mit dem Gesetz über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegserlöne vom 24. Dezember 1916 nebst den Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und Preußens. Zweite Auflage. Verlag von Franz Vahlen in Berlin W. 9, Linkestr. 16. Preis gebunden 7 Mk.

— Dr. Bernhard Dernburg, Staatssekretär a. D., und Architekt Dipl.-Ing. Leyser: Felme für kinderreiche Familien. Preis 90 Pfennig. Verlag der „Bauwelt“, Zeitschrift für das gesamte Bauwesen (Verlag Ullstein & Co.), Berlin S.-W. 68, Kochstraße 22/26.

— Hans Besser: Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geh. Mk. 1,—, geb. Mk. 1,80.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Eine größere Verwendung beim Kochen sollte die Dese finden, deren bedeutender Eiweißgehalt ein Ersatz für Fleisch ist. Bei allen Gemüsen, die mit Mehlschwitze gebunden werden, legt man etwas kleinste Dese zu, sie spart Mehl und erhöht den Wohlgeschmack. Zu diesem Zweck nimmt man auf einen halben Liter Wasser 25 Gramm Dese und läßt dies 10 Minuten kochen. Die Gemüße müssen dann noch eine Viertelstunde damit kochen. Bei Kartoffeln salzt man erst die gekochte Dese das Del.

Nierensuppe mit dicken Graupen als vollständiges Mittagessen. Eine Niereniere, ein viertel Pfund Graupen, ein Sellerieknopf, drei Liter Wasser, Salz, läßt man drei Stunden kochen, gibt feingeschnittene Lauch dazu und in Butter gedämpfte Zwiebeln.

Suppenklößchen von Dese. 10 Gramm Frischdese und 10 Gramm erweichte Butter werden sehr glatt zusammen gerührt, dann gibt man eine halbe Messerspitze Natron, Salz und einen Teelöffel Mehl dazu und ebensoviele Isfir, macht davon einen festen Teig, rollt kleine Klößchen, die man 10 Minuten in Salzwasser kocht. Die Suppe wird sämig und kräftig. (Probeklößchen kochen.)

Breckerwart. Ein Liter Wurstbrühe wird mit Majoran und Kümmel gewürzt und über ein Pfund Schwarbrotskrumen gegossen. Ist das Brot ganz durchweicht, so kann man etwa vorhandene Fleischwürst, oder Schwartenteile dazu geben, notwendig sind sie nicht. Man backt daraus Bratlinge und gibt Salat von roten Rüben dazu.

Pfeffer. Zwei Liter Wurstbrühe, ein achsel Liter Schweinebist, ein halbes Pfund Schwarzbrot, werden zwei bis drei Stunden gekocht, mit Majoran gewürzt und abgeschmeckt. Warm als Tunke zu Pellkartoffeln, kalt als Salze zu geben, in letztem Falle kann man einige Blätter Gelatine darunter mischen.

Lauchauflauf. Dieser weißer Sauch in fingerlange Stücke geschnitten und abgebrüht, abwechselnd mit Weizmehl, etwas Fett und überhäubtem Mehl eingelegt, obenauf Bedeckt und ein Paar Butterklößchen. Man übergießt es mit Fleischbrühe aus Bouillonwürfeln und backt es im Ofen.

Kartoffel-Strudel. 10 Stück mittelgroße Kartoffeln, tags vorher gekocht, werden gerieben, gesalzen, mit 4—5 Eißel Mehl vermischt und auf dem Brett zu einem festen Teig verarbeitet. Der Teig muß eine Stunde ruhen, wird dann in acht bis zehn Teile geteilt, messerrandendick ausgewellt, mit zerlassener Butter bestrichen, und mit feim geschältesten Mehl bestäubt, die man zuvor eingesudert hat. Der Teig darüber geschlagen und wie Apfelschnitten gebacken, oder in der Auflaufform im Ofen gebacken.

Pflänzer (guter Ersatz für Wurst und Fleisch). Man kocht 3 Pfund Kartoffeln, schält sie und läßt sie erkalten. Am nächsten Tag werden sie durch die Presse getrieben, dann kommt 1/4—1/2 Pfund Fleisch dazu, auch durch die Presse treiben, ebenso eine ganze Zwiebel. Das Ganze wird zusammengemischt, 1/2 Liter Blut (Ochsenblut bekommt man für 10 Pfennig bei seinem Fleischer), Salz, Pfeffer, Majoran und 1/2—3/4 Liter heißes Wasser mit einem Bouillonwürfel kommt dazu. Dann läßt man es 20 Minuten bei beständigem Umrühren gehörig durchkochen. So läßt sich die Masse gut vier Wochen aufheben. Sie schmeckt sehr gut als Brotauflauf, zu Pellkartoffeln und jedem Gemüse, besonders zu Kohlrübenauflauf, den wir an derselben Stelle kürzlich gesehen. Pflänzer schmeckt bloß warm gut, am besten mit etwas Fett aufgewärmt.

Frische Blutwurst. Man läßt ein Stück Speck aus, schneidet eine ganze Zwiebel in kleine Stücken, läßt sie gelb schmoren in dem ausgelassenen Speck, schneidet zwei Bröckchen in kleine Bröckchen, gibt sie auch dazu und läßt ordentlich durchziehen, dann gibt man 1/2 Liter Milch, 1/2 Liter Ochsenblut, Salz, Pfeffer, Majoran, gekochene Nocken dazu, läßt das Ganze einige Male aufkochen und dann erkalten. Man kann es kalt und aufgewärmt essen. Appetitlich sieht es aus, wenn man die Masse mit einem Löffel abkühlt, im Bratofen erwärmt und so auf den Tisch bringt.

Frau M. Kunz.

Anagramm.

Von jedem Wort ist durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden. Die neuen Wörter sind derart zu ordnen, daß die Anfangsbuchstaben den Namen eines jetzt vielgenannten Staatsmannes ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Borneo
Emil
Ilse
Linse
Ornat
Wagen

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer: Serbiens Unteraana.